
LUDWIG BECHSTEIN

GRIMMENTHAL



ROMAN
PRONG PRESS

Ludwig Bechstein - Grimmenthal

Impressum

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 2018: PRONG PRESS, 8424 Embrach, ZH

Originaltexte: Ludwig Bechstein

Textbearbeitungen: Rolf Bächli, Embrach

Cover: Anaëlle Clot, Lausanne

Illustrationen: Gisela Krause, Winterthur

Layout: Meret Bächli, Embrach

Lektorat: PRONG PRESS

Druck: Medico Druck, Embrach

ISBN: 978-3-906815-12-1

Auflage: 1. Auflage

www.prong-press.ch

LUDWIG BECHSTEIN

GRIMMENTHAL

Der Originaltext des Romans stammt aus verschiedenen Quellen. Er wurde vom Herausgeber überarbeitet, stilistisch behutsam modernisiert und an die neue CH-Rechtschreibung angepasst. Einige Stellen wurden leicht gekürzt, andere minimal erweitert. Im Vordergrund dieser Bearbeitung stand die Lesbarkeit der Texte. Alte, nicht mehr gebräuchliche und deshalb unverständliche Worte wurden, wo immer es möglich war, durch aktuelle Bezeichnungen ersetzt.

PRONG PRESS

**ERSTES BUCH:
HESPERUS**

KAPITEL 1

Ein wundersames, tiefmystisches Bild lag vor dem Dichter dieses Buches. Je mehr er das Bild anschaute, desto mehr schuf es in seinem Inneren neue Bilder, und die arme Sophie tat an ihm dasselbe Wunder, welches vor dreihundert und dreissig Jahren das Original getan: Sie begeisterte. Der Dichter blickte von dem Bild auf die Vergangenheit, und von der Vergangenheit auf das Bild, da wurde jene zum lebendigen Gemälde, und dieses zur bewegten Zeit; über beide aber breitete die Poesie ihre hellfarbigen Schwingen, und wehte vor seinen gläubigen Augen einen Prachtteppich voll zahlloser Gestaltenfülle. Es war darauf zu sehen eine reizvolle Gegend, von den Strahlen der Abendsonne magisch beleuchtet; noch einmal flammte diese recht hell und schön, dann sank sie nieder hinter dem grauen Gemäuer einer alten Burg. Die Sonne war das Rittertum, das sich in sein Grab legte. Gott habe es selig!

Abendliches Wehen säuselte durch die Blätter einer 500-jährigen Linde, die in einem grünen Tal und an deren gigantischem Stamm ein alter Opferstock stand – darüber roh geschnitzt ein Bild der Madonna mit dem Kind. Der Abendstern ging auf, und schien auf das Bild; das entzündete sich an dem milden Schein, und wurde selbst zu einem glanzvollen Stern. Da kamen die Weisen und Unweisen von Orient und Okzident, und beteten an. Weithin strahlte der Glanz des Sterns und zeigte tausend und abertausend Wallfahrern die Bahn; und der Stern war der Glaube. Ein schöner, heiliger Stern! Über der Erde lag die Nacht und über den Völkern lag ebenfalls Nacht, und durch das mitter-

nächtliche Dunkel zogen tausend wundersame, leuchtende Meteore, Zauber und Wunder, Erdbeben und Gewitter. Dort stand ein hoher Tempel und ein Hochaltar, und über dem Hochaltar gross und schön das Bild, vor welchem die frommen Wallfahrer knieten, die Unreinen vor der Reinen, die Blinden vor der allsehenden Gottheit, die Kranken vor dem ewigen Quell des Heils. Aller Glanz, der die Macht ringsum erhellte, floss aus dem Bilde; und es blieb lange tiefe Nacht in der Welt und in dem grünen Tal.

Siehe, da wurde es hell im Osten, und die Morgenröte hob ihr junges Rosenantlitz über die Berge und stand auf den Bergen leuchtend, verklärt und verklärend, eine Auferstandene und eine Wiedergeborene. Sie küsste den Himmel und die Erde, und von ihren Küssen entbrannten Süd und West; nur die Mitternacht wollte sich von ihr nicht küssen lassen, und floh in das grüne Tal und wehrte die Lichtumarmung ab. Aber von der aufglühenden Morgenhelle verblich der Wunderschimmer des Bildes und die Farben bleichten aus; und zuletzt stand es einsam, reizlos, verlassen, irdisch arm, was so himmlisch reich geschienen; und man sah, dass seine Herrlichkeit eine vergängliche gewesen. Jenes Morgenrot aber, das die Schatten der Nacht verscheuchte, war die Wahrheit. Die alte Burg, hinter welcher vorhin die Sonne sank, war indes in Trümmer zerfallen; das Wappenschild über ihrem Tor, eine schwarze Henne auf einem grünen Berge, zerbrach. Die Henne starb, Henneberg sank, statt ihrer trat der Hahn der Freiheit auf die Berge und rief durch das flammende Frührot die Völker zum Erwachen.

Mitten im Spiegel eines Sees lag auf einer grünen Insel Sankt Wolfgangs Wallfahrtskapelle, prangend im Inneren mit dem Bild des heiligen Bischofs, der in der rechten Hand einen Tempel, in der Linken den Krummstab und ein Beil trug, äusserlich aber mit Kränzen und Kreuzesfahnen verziert war. Rund um den See lachten blühende Wiesengründe, und an diesen hoben sich bewaldete Anhöhen malerisch empor. Volkreiche Dörfer lagerten zum Teil nahe am See, zum Teil in geringen Entfernungen vom selben – manche in traulicher Stille einer schattendüsteren Waldbucht halb versteckt. Wilde Schwäne durchrauschten stolz das blaue Gewässer, und aus dem dichten Uferschilf scholl oft durch die Abendstille und das tiefe Schweigen der Nacht weit hallendes Geschrei von Rohrdommeln, während sich am Tag Scharen lustiger Taucher, Möwen und Kiebitze auf der weiten Wasserfläche herum tummelten. Vor einem mässig hohen Bergkegel schaute Schloss Henneberg in der Entfernung einer guten halben Stunde herab auf das schöne, fruchtreiche Land. Henneberg, das alte Stammschloss einer uralten Grafenfamilie, deren Namen die vaterländische Geschichte oft erwähnt, und deren Ruhm und Tatenglanz als heilige Immortelle um die Trümmer ihrer Burgen und Sarkophage blüht, immer noch lebendig, während schon vor 250 Jahren der letzte Zweig jenes einst so blühenden Stammes in die Gruft sank. Henneberg, ein altes Haus, und schon damals nicht mehr bewohnt von seinem Besitzer, der in Schleusingen seine Residenz hatte, sondern nur bewohnt und bewacht von einem Burgmann, dem es gut dünken mochte, dass der Herr mit seinem Hofstaat sich in ein graues Talschloss vergrub, und ihm den heiteren Wohnsitz – mitten in grüner Waldung und grenzend an das Blau des Himmels – in freier Bergluft überliess.

Es war der Abend des Kirchweihfestes des Heiligen: Gebet und Litaneien, Psalmodien und Hymnen waren verhallt; von den Tausenden frommer und nicht frommer Wallfahrer, die aus allen Gegenden von nah und fern herbei geströmt, war ein Teil bereits wieder hinweg gezogen, ein anderer Teil aber war da geblieben, um in der Frühe des folgenden Tages die Heimfahrt anzutreten, und hatte sich entweder in die nahen Dörfer zerstreut oder gedachte, am Rande des Sees bei lodern den Feuern eine fröhliche Nachtwache im Freien zu halten. Aus den Dörfern schallte Tanzmusik und der Jubel mannigfaltiger Lust. Kleine Kähne glitten über den stillen See, und nur wenige Beter knieten noch vor dem hohen Kreuz, welches ausserhalb der Kapelle stand, dessen Stamm der Begründer der neuen Kirche, Graf Wilhelm V. von Henneberg, selbst aus dem nahen Wald zum Ufer des Sees getragen haben soll. Und zwar im Jahr 1462, weshalb am Fuss des Kreuzesstammes immer noch ein Chronogramm in Versform eingehauen war: ECCe LIGNUM CRUCIS. Die Abendsonne aber funkelte im venezianischen Spiegelglas der Kirchenfenster und goss reinen Schimmer der Verklärung über Land und See.

Nahe am südlichen Ufer des Sees überragte eine alte Warte mehrere Wohngebäude eines ärmlichen Lehngutes, vorzugsweise der Turm genannt, und nicht allzu weit davon erhob eine alte Kemenate, also ein heizbarer Steinbau, sein Gemäuer mitten im bunt belebten Wiesental. Zwischen ihm und dem Turmgut war ein hohes Zelt aufgeschlagen, in und vor welchem fröhliche Männer und Jünglinge in glänzender Tracht sassen, zechend und plaudernd. Und rings umher lagerten in der Nähe angebundener Rosse reisige Knappen in ebenso heiterer Be-

schäftigung. Man konnte sich getrost wieder dem Genuss der fröhlichen Weltlust überlassen, und waren nur die frommen Bussen vollbracht, war nur die nötige Anzahl frischer Rosenkränze abgebetet, auch wieder den sündigen Gelüsten menschlicher Schwachheit folgen; denn noch hing an der Kirchentür von St. Wolfgang der mächtig grosse Ablassbrief auf Pergament – gültig im Gebiet der Gläubigen sowie der Ungläubigen – mit fünfzehn Siegeln ebenso vieler Kardinäle und köstlicher Malerei versehen, welcher allen Wallfahrern und Betern zu St. Wolfgang 100-tägigen Ablass verhiess. Wer hätte nicht freudigen Gebrauch machen wollen von solch liebevoller Gnadenspende, von solch gnadenvoller Liebesgabe der milden und freundlichen Mutter Kirche?

Im letzten Sonnenstrahl erglühete das hohe Haus Henneberg. Im Ritterzelt erhob sich vom Feldstuhl der junge und stattliche Herr, dem dieses Land gehörte, Fürst Wilhelm VII. Er trug einen leichten Brustharnisch und einen goldig strahlenden Helm. Auf seiner Brust hing ein Kleinod, die Ordenskette der „Bruderschaft zu den vierzehn Nothelfern“ – künstlich von Silber ausgeprägt. Vierzehn Bildnisse dieser heiligen Nothelfer baumelten daran und zwischen jedem Bild ein Cherubim, der eine Bandschrift trug, darauf des Heiligen Name stand. Unten aber, wo die Ketten zusammen liefen, zeigte sich in Taubengestalt der Heilige Geist, mit einem Diadem gekrönt, und unter diesem St. Christoph, tragend das Heil der Welt in Gestalt des Christuskindes. Solch einen Orden hatte der fromme Vater des Fürsten gestiftet und errichtet, derselbe, welche hier dem heiligen Wolfgang diese Kirche gebaut, derselbe, welcher auf Antrieb seines Herzens ins Heilige Land gereist war.

Der junge Fürst überschaute noch einmal die reizende Flur, und wandte sich dann zu dem Jugendfreund neben sich, dem Ritter Burkhard Trott, und sprach: „Fürwahr, mein Vater hat zum Lob des Heiligen eine schöne Stätte erwählt, wie vielleicht keine zweite so schön gefunden werden mag in unserem ganzen Land. Wie lustig dieses Gefilde ist! Doch die Sonne ist hinab gegangen; lasst uns aufbrechen, dass wir unser Schloss Massfeld noch vor Einbruch der Nacht erreichen. Erbittet St. Wolfgang's Schutz: Der Heilige schirme uns und gebe uns fröhliche Heimfahrt.“

„Gegen Schleusingen nämlich, nicht zum Himmel“, scherzte der heitere Schenk von Ostheim, und leerte noch einmal den vollen Becher.

„Wie Gott will, Herr Schenk!“, erwiderte ernst der Fürst, und es war auffällig, dass dieser solchen Ernst mit so grosser Jugend vereinte, denn er zählte erst zwanzig Jahre, aber der Sinn des heimgegangenen Vaters war auf ihn vererbt, und die gleich gesinnte würdige Mutter, Fürstin Margarethe, die den so bald vaterlos gewordenen Knaben erzogen, hatte seinem Geist frühzeitig eine Richtung nach dem Höheren gegeben, aus welchem allein in allen Lebenslagen, heiteren und trüben, Kraft und Ruhe, Trost und Friede quellen. Und es war auch in jener Zeit eine wunderliche und dabei noch innige Verschmelzung des Religiösen und Weltsinns bemerkbar, aus welcher sich eine fast dichterisch ideale Weltanschauung gestaltete, vergleichbar einem Baum, der sich mit tausend Wurzeln an die Erde klammert und mit tausend Zweigen und Blättern und Blüten zum Himmel aufstrebt. Die Ritter brachen auf, die Knechte führten ihre Rosse vor und brachen das Zelt ab. Burkhard Trott nahm Abschied von dem Herrn und trat nach Henneberg hinüber. Sein alter

Vater war der Glückliche, der als Burgmann auf der hoch und herrlich gelegenen Festung wohnte.

Mit den Rittern Schenk von Ostheim, Stein, dem Edelknecht Marschalk und einigen anderen Lehensmännern ritt Fürst Wilhelm durch den stillen Talgrund der Sülze dem altertümlichen Schloss Massfeld zu, dessen Mauern die Wellen der Werra umspülten.

Vor dem Kreuz auf St. Wolfgang's heiliger Insel erhob sich jetzt ein andächtiger Beter, setzte sein Barret auf das lockige Haupt und warf den leichten Mantel über die Schulter.

„Die Welt wird still“, sprach er leise vor sich hin. „Dort reiten die edlen Herren, und auch das Volk hat sich zerstreut und sucht ein gastliches Obdach. Ich bin der letzte Wallfahrer hier, und war der erste heute früh; ich habe den Morgen unter dem Kreuz begrüßt und mich vom Abend an derselben Stelle wieder finden lassen, während ich in den Tagesstunden oben am vom Wald bewachsenen Bergabhang sass und an einem Gedicht schrieb.“ Der Beter zog ein Buch aus seiner Tasche hervor und blickte hinein; der letzte Schein des dämmernden Tages gönnte seinen Augen kaum noch die blumige Weide auf den Zeilen des Gedichtes, das heute erst begonnen worden war.

„Ja, ich glaube treu geschildert zu haben“, setzte der Dichter sein Selbstgespräch fort, während er über den langen Steindamm schritt, welcher seit kurzem die Insel St. Wolfgang's mit dem festen Land verband.

„Der Frühling naht und heiter lacht der Himmel;
St. Wolfgang's Insel trägt des Volks Gewimmel,

da kommt der Fürst in seinem härenen Gewand
und hält den Pilgerstab in seiner Hand,
und tiefe Trauer fühlet Volk und Land;
es will der Vater von den Kindern scheiden.
Noch eine Tat der Frömmigkeit ist zu vollbringen er bereit,
bevor auf lange, lange Zeit er muss
der Heimat teure Fluten meiden.
Dort, wo der See das Inselufer netzt,
legt er den Grundstein einer Kirche jetzt,
manch Segenswort entquillt den Priesterlippen.
Nun reitet er hinweg mit trübem Blick;
samt den Begleitern schaut er oft zurück,
und alles weint und wünscht den Pilgern Glück
zu der fahrvollen Fahrt durch Wogen, Sturm und Klippen.“

Zufrieden mit diesen Einflüsterungen seiner Muse wandelte Georg Doth die grasigen Fusspfade längs eines murmelnden Bächleins weiter nach dem Dorf Sülzfeld, durchschritt dieses ohne Aufenthalt, und eilte, nicht geschreckt durch die einbrechende Nacht, der Stadt Meiningen zu. Ein Gedanke nur erfüllte seine Seele, der Himmel hätte nicht sternenklar zu sehen brauchen, der Mond durfte immerhin anders wohin scheinen, als auf den Weg des Einsamen; ein Gedanke war ihm Stern und Mond, Stab und Leuchte: sein Gedicht. Er wollte den Zug Wilhelms des Fünften von Henneberg ins Heilige Land besingen. Ein schöner, würdiger und erhabener Stoff für einen Dichter am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Vollendung trat vor seinen Geist mit einer Lorbeerkrone, der Ruhm erschien ihm mit weit schmetternder Posaune. Wir lächeln darüber, wir wissen Höheres zu feiern, als eine Bussfahrt nach Palästina, aber die holden

Träume einer Dichterseele sind unter allen Jahrhunderten dieselben. Des Schaffens seliges Gefühl wird von Gold weder aufgewogen, noch ist es käuflich, es ist die Wunderquelle in Pieros umschattetem Hain, ist der Nektar, der die armen Sterblichen den Göttern des Himmels gleich macht und sie hoch über die Erdengötter stellt.

Georg Doth war nicht mehr so jung wie seine dichterischen Gefühle, aber auch nicht so alt wie sein Bruder, der 34 Jahre zählte und schon ein Mönch war, ein gelehrter und andächtiger Mönch im Minoritenkloster zu Meiningen. Die Brüder liebten einander innig und hatten, ausser dass sie einander mit ganzer Seele gehörten, weder Vater noch Mutter, weder Sippe noch sonstige Verwandtschaft auf der ganzen Welt. Georg besuchte seinen Bruder Johannes oft auf der stillen Zelle und schaute durch das kleine gotische Fenster über Wall und Graben der Stadt hinweg ins freie, offene Tal. Das Kloster war dicht über der Stadtmauer beim Untertor gebaut, und unter seiner schwarzen Mauerwand schoss mit gleich düsterer Farbe die Flut des Wallgrabens rauschend vorüber.

Georg Doth dachte an den Bruder auf seiner Wanderung, wie dieser sich freuen würde, wenn er den Anfang des Gedichtes vernähme, welches seiner Meinung nach so herrlich zu werden versprach. Er dichtete während er ging, seine Augen sahen die Nacht nicht, sondern die Palmen von Mamre, er überfuhr den See Genezareth, die Phantasie lieh ihm ihre Flügel, während nur mechanisch sein Fuss vorwärts eilte, flog sein Geist – von Rhythmen beschwingt, von Luft getragen –, durch Italien und Hellas, und führte seinen Helden durch Meere und Wüsten

nach der heiligen Stadt. Wie er dort ankam, rief ihn der Wächter am Obertor der Stadt Meiningen mit rauer Stimme an, und entzauberte schnell den so glücklich und begeistert träumend dichtenden Jünger Apollos.

KAPITEL 2

Über dem freundlichen Tal der Werra schwammen Morgennebel – gegen Himmel steigend, als leichtes, von der Sonne versilbertes Gewölk. Die Zugbrücke von Schloss Massfeld rauschte nieder und heraus ritt Fürst Wilhelm, welchem der Schenk von Ostheim, Ritter Seifried von Stein und der Edelknecht Christoph Marschalk folgten; unter den Begleitern, die zum Gefolge gehörten, war der Leibknappe des Fürsten, ein wackrer Alter namens Heinz Wolrath. Er und der Ritter Stein hatten ihren seligen Herren begleitet, als dieser mit Herzog Albrecht von Sachsen die abenteuerliche Reise und Meerfahrt ins Heilige Land vollbrachte. Die Herren waren alle munter und fröhlich und sprachen vom Weltenlauf und den Ereignissen der Zeit; auch kam die Rede auf das hohe Geschlecht des Fürsten, und dass an dem sonst so ahnenreichen Baum der Schleusinger Linie Henneberg kaum noch ein kräftiger Zweig sei – ausser dem Fürsten selbst! Denn vor hundert und achtzehn Jahren bereits war die Hartenberger Linie erloschen, und der Onkel des Fürsten, der kluge und kräftige Johann war Fürstabt von Fulda geworden; der zweite Onkel namens Berthold aber war vor zwei Jahren als Domherr von Strassburg gestorben. Ebenso waren schon vier Brüder von Wilhelm im blühenden Kindesalter Opfer des Todes geworden.

„Wahrhaftig, edler Herr“, nahm der biedere Stein das Wort, „Ihr müsst daran denken, Euch bald zu vermählen; zur Freude Eurer Mutter wie auch des ganzen Landes. Sollte Euer Stamm austerben und Euer schönes Land gar Eurem Vetter Herrmann auf

Aschach zu fallen? Der würde dies gern willkommen heißen, er hat ja fünf Söhne, aber Gott verhüte, dass solche Herren sich Eure Städte teilen!“

Der schöne Jüngling lächelte errötend und erwiderte dem treuen Vasallen: „Mit Gottes Hilfe kann es dahin kommen, dass sich Euer Wunsch erfüllt. Ich werde hören, was mir die liebe Mutter rät, noch wüsste ich aber nicht, wen ich freien sollte, und es dünkt mich wohl, dass ich noch Zeit habe“. „Jung gefreit, hat noch niemand gereut!“, rief da der fröhliche Schenk. „Der Frau Fürstin Margarethe würde das Herz im Leib vor Freude hüpfen, würdet Ihr derselben eine Schnur, also ein Braut zuführen! Ja, so Gott will, erleben wir es bald!“

Der alte Knecht Wohlrath hörte das Gespräch und sein ganzes Gesicht verklärte sich. „Hört Ihr, was die Herren besprechen?“, fragte er den Edelknecht. „Adel steht wohl bei Tugend! Gott segne Henneberg. Ich tanze auf dem Kopf, wenn unser junger Herr heiratet. Freue dich, Jerusalem!“ „Ach was“, murrte Christoph Marschalk, „der hat’s gut, der freien mag, wenn es ihn gelüftet“, und achtete nicht besonders auf die geschwätzige Fröhlichkeit des Alten.

Die Reiter waren in dem Dorf Obermassfeld angelangt. Vor einem stattlich aufgeputzten Steinhaus standen – von einem Knecht gehalten – zwei gesattelte Pferde, und soeben trat ein Mann aus dem Haus, der sich auf das leer dastehende Ross schwang. Dieser Mann hatte eine Athletengestalt und ein grimmes Aussehen. Ein grosser Bart umgab Mund und Wangen, auf seiner Stirn thronte der Ernst, sein Auge flammte lebhaft, er schien im Alter von fünfzig und einigen Jahren und sein Gesicht

trug die Spuren von manch heissem und mühevollen Tag. In der Haustüre standen, zum Abschied grüssend, seine Gattin, eine bleiche und kleine Gestalt mit einer stillen Freundlichkeit auf dem Antlitz, und hinter ihr sah ein reizendes Kind hervor, das gut fünfzehn Jahre zählen mochte; voll engelgleicher Unschuld auf dem reinen, frisch blühenden Gesicht, und das sittsam die Augen niederschlug und noch einen Schritt zurück trat, als die Ritter näher kamen.

„Mit Gott!“ rief Frau Walburgis: „Komm glücklich wieder heim.“

„Das werde ich, gute Frau!“ antwortete der Ritter, „leb wohl Walburg, leb wohl Magdala!“

„Das ist ein neuer Untertan von Euch!“, wandte sich Ritter Stein an den Fürsten: „Der würzburgische Hauptmann Heinz Teufel!“

„Bei Gott, was für ein merkwürdiger Name!“, lachte der Schenk von Ostheim.

„Gott grüss Euch Ritter Heinz!“, rief Stein dem Kriegsmann zu.

„Wohin reitet Ihr? Wollt Ihr unserem edlen Herr das Geleit geben?“

Der Hauptmann setzte sich kerzengerade im Sattel fest, grüsste nach Rittersitte und sprach: „Ich freue mich der Ehre, Euch zu sehen, gnädigster Herr! Wollt Ihr in meiner armen Behausung ein Frühmal einnehmen, so befiehlt nur! Küche und Keller stehen Euch offen!“

„Wir danken Euch Hauptmann!“, erwiderte mit freundlicher Miene der junge Landesherr: „Und kehren, so Ihr es erlaubt, ein anderes Mal bei Euch ein. Reiten wir vielleicht denselben Weg?“

„Mit Freuden geleite ich Euch ein Stück vom Weg“, versetzte der Kriegsmann und schloss sich dem kleinen Zug an.

„Ihr wohnt erst seit kurzem hier?“, knüpfte Wilhelm das Gespräch von neuem an.

„Ja, mein gnädiger Herr!“, entgegnete Heinz. „Ich habe das Kriegsleben satt, zudem herrscht ja jetzt Landfrieden. Kaiser Maximilian hat seinen Römerzug ohne ein Heer angetreten, das ist nur noch ein Schatten der alten Herrlichkeit. Sonst, wenn der deutsche Kaiser kam, zitterte das ganze Welschland.“

„Ihr habt Familie? Ich sah vorhin einige Frauen vor Eurer Tür?“, fragte der Fürst.

„Ja, ich habe ein Weib und zwei Kinder, Herr, und zog hauptsächlich wegen denen aus Würzburg fort, denn dort war ich wenig daheim, musste im Land umher reiten und hatte viel zu viele Bekannte, deren Besuche in meiner Abwesenheit mir für meine aufblühende Tochter nicht ratsam schienen; daher dankte ich ab und zog in das stille, freundliche Dorf hier, in Euer Land, und will lieber Euer Vasall sein, als der eines Bischofs. Vielleicht wäret Ihr ja geneigt, meinen Jungen, den Georg, unter Eure Edelknappen aufzunehmen.“

Aus dem Haus des Ritters schauten Frau und Tochter den Wegreitenden nach, und Christoph Marschalk wandte sich einige Male auf seinem Ross um und warf flammende Blicke auf die holde Magdalene. „Das Mädchen ist schön wie ein Engel! Beim Himmel, nie hatte ein Teufel so ein liebliches Kind, wie dieser alte griesgrämige und bärbeissige Kriegsgesell!“, sprach der junge Edelknecht zu sich selbst. „Wäre doch der Herr abgestiegen, damit man diese holde Blume näher hätte anschauen können. In ganz Schleusingen und bestimmt dreissig Meilen im Umkreis gibt es kein solch zauberschönes Mädchen mehr.“

„Ein schöner, lieber Herr, der junge Fürst“, sprach Frau Walburgis zu ihrer Tochter. Sieh nur, wie stattlich er auf dem Ross sitzt und wie schön ihn sein Gewand kleidet. Jede ritterliche Sitte, Kunst und Tugend erlernte er am Hof des Pfalzgrafen Rupprecht, wo er seine Jugendjahre verlebte. Nun hat Frau Margarethe, die fromme tugendsame Fürstin, das Regiment in seine junge Hand gelegt. Er aber ehrt und liebt die Mutter kindlich und unternimmt nichts ohne ihren Rat.“

Noch lange sprach Frau Walburgis mit ihrer Tochter vom neuen Landesherrn, während dieser mit seinen Begleitern immer weiter den Talgrund aufwärts ritt, in freundlichen Gesprächen, munteren Scherzen und heiteren Erzählungen. Das uralte Städtchen Themar hatten sie bereits durchschritten und lenkten da, wo die Schleuse in die Werra mündet, gegen das Tal der ersten ein. Vor ihnen erhob sich am Flussufer in friedlicher Grösse mit zwei hoch prangenden Türmen die Prämonstratenser-Abtei Vessra. Dort hielten die Herren an, und der Abt Petrus erschien im Gefolge zweier Mönche, des Guardians Gregor Seidenthal und des Bruders Erhardus, unten an der Pforte. Sie empfingen mit geziemender Reverenz den freundlichen Gebieter und seine Begleiter und führten sie ins Refektorium.

Der Abt musterte die Anzüge und den Schmuck der Ritter. Seine Augen suchten die Ordenskette der vierzehn Nothelfer und fanden diese nur auf der Brust des jungen Herrn und des Ritter Stein; deshalb zögerte er nicht lange, das Gespräch auf den Orden zu bringen und wandte sich an den Fürsten: „Mit Verlaub, mein edler und erhabener Herr, lasset Ihr Euch nicht auch angelegen sein, den Orden, welcher Euer gnädiger Herr

Vater zur Ehre von St. Christoph stiftete, weiter zu erhalten und auszubreiten? Ihr wisst, dass jeder neu aufgenommene Ritter unserem Kloster eine Gabe von vier Gulden für die Aufnahme darbringen muss – so wollte es Euer gnädiger Herr Vater. Nun ist aber schon längere Zeit niemand mehr aufgenommen worden und wir entbehren die milde Gabe ganz und gar.“

„Das tut mir aufrichtig leid, Herr Abt“, versetzte der Fürst, „und wir wollen darauf bedacht sein, dem Orden neue Brüder zu gewinnen.“ Er sah dabei seine Begleiter prüfend an, ob der eine oder andere sich wohl dazu eignen möchte. Herr Schenk von Ostheim erriet den Gedanken seines Herrn und ergriff das Wort: „Mit Eurer Gunst, Herr, und mit der Euren, hochwürdigster Herr Abt, der Orden ist ganz gut, aber die verlangten Gaben sind zu viel. Vier Gulden beim Eintritt in das Kloster. Eine Mark Silber für die Kette, ausserdem noch Almosen dazu – und die Erben dürfen nicht einmal die Ordenskette behalten, sondern müssen Euch dieselbe wieder schicken, damit Ihr sie abermals verkaufen könnt.“

„Dafür beten wir auch Tag und Nacht für die Brüderschaft; und jedem Ordensritter kommen alle Gnaden und Seligkeiten unseres Ordens zu gute, ebenfalls alle Werke, die wir tun!“, verteidigte der Abt die einträglichen Pfründe und flüsterte dem Bruder Erhardus einige Worte ins Ohr. Dieser verliess den Saal, in welchem sich das Gespräch einem andern Gegenstand zuwandte; bald aber kam Erhardus zurück und brachte eine grosse päpstliche Bulle mit, ausgegangen im Jahr 1480 von Sirtus dem Vierten. Diese nahm ihm der Abt aus den Händen und zeigte sie den Rittern. „Seht, edle Herren“, begann er, „hier bestätigt

der Heilige Vater in Rom den Orden und verheißt den Mitgliedern desselben Vergebung der Sünden, und gestattet auch, dass bis zu hundert Brüder erwählt werden dürfen, jetzt sind es aber nicht einmal fünf“.

„Ich werde Euch zum Ordensritter machen, Schenk“, sprach halb im Scherz, halb im Ernst der Fürst, „doch wollen wir dazu eine besondere Gelegenheit abwarten“.

„Tut es am Tag Eurer Vermählung, mein edler Herr!“, erwiderte dieser heiter, und die Hoffnung des Abtes auf neue Aufnahmegebühren wurde an diesem Tag nicht erfüllt.

Bei Vessra nahm der Hauptmann Teufel Urlaub von der übrigen Gesellschaft, die Schleusingen zuritt. Er aber ritt eine Strecke Weg zurück und schlug sich dann in die Berge, vielleicht ein Wild zu erjagen. Da hatte er einen gar beschwerlichen Ritt, denn er war der Gegend noch nicht kundig, ebenso wenig wie sein Knecht Dietrich, und es ging bald bergab, bald bergauf, so dass beide Reiter bisweilen absteigen mussten und die Rosse führen und sich Bahn durch Gebüsche und Gestrüpp hauen. So war es kein Wunder, dass der Abend schon dämmerte, als die verirrtten Jäger in das Tal von Ellingshausen gelangten, um der nicht mehr fernen Heimat zuzueilen. Schon war es auf den Fluren still und menschenleer; kühl wehte vom Thüringer Wald herab der Wind, der Himmel hatte sich trüb umzogen und feiner Regen durchnässte erkältend die müden Reiter; auch waren von dem langen Ritt die Rosse so erschöpft, dass sie vergebens der Sporn zur Eile trieb. Darüber wurde Herr Heinz sehr ungeduldig, fluchte, wettete und schlug sein Pferd, dass es stöhnte und schnaubte. Plötzlich aber überlief es den Hauptmann eiskalt und ein heftiger Schmerz durchzuckte ihn und er sprach

zu seinem Knecht: „Dietrich, mir ist schlecht! Ich glaube, der Tod klopft an und die verfluchte Mähre ist nicht mehr in Trab zu bringen! Soll doch der Satan diese Reiterei holen!“

Gar nicht mehr weit lag das Dorf Obermassfeld, man konnte sehr wohl durch den Nebel und Regen seine Häuser und den Kirchturm erkennen, aber es schien nicht, als solle Herr Heinz die neue Heimat noch lebend erreichen, denn er stöhnte jetzt laut vor Schmerz und krümmte sich und zitterte und rief: „Hilf, Herrgott! Hilf, ich sterbe!“ Und Dietrich stützte ihn, dass er nicht vom Pferd sank und sagte: „Dort steht ein alter Baum am Weg, Herr, mit breitem Laubdach, wenn Ihr Euch dort hinsetzt, ritte ich heim, holte Euch Tücher und Decken, und wir kämen dann mit einer Tragbahre und trügen Euch nach Hause – wäre das nicht gut?“

„Ja, ach ja!“, ächzte der kranke Mann, und versuchte, noch einige Schritte näher zum Baum hin zu reiten. Dort angekommen, sank er vom Pferd herab. Dietrich sprang von seinem, half dem Herrn so gut er konnte, legte ihn sanft unter den alten umfangreichen Lindenstamm und sprach: „Tröste Euch Gott in Eurer Not, Herr Hauptmann, sprecht ein Gebet zur Gnadenmutter, deren Bild dort ganz verwahrlost im Schleedorngesträuch steht, und ich will eilen, so sehr ich kann.“ Nachdem der Knecht dies gesagt und das Pferd des Ritters angebunden hatte, schwang er sich wieder auf sein Ross und trabte davon, den Herrn sich selbst, seinem Schmerz und der Hilfe Gottes überlassend.

Der jäh erkrankte Hauptmann aber, an allen Gliedern vor Frost zitternd, schleppte sich mühsam hin zum alten, halb verfall-



Illustration 01: Wilhelm

nen Betstock, den wohl schon lange kein Wanderer mehr gewürdigt hatte, denn er war vom Gestrüpp fast ganz überwuchert worden, und der Regen hatte vom Muttergottesbild die Farbe schon lange abgewaschen, und der Wind würde es wohl längst umgeworfen haben, wenn es nicht von der alten Linde und vom Gestrüpp beschirmt worden wäre.

Jetzt lag seit undenklich langer Zeit wieder der erste Beter vor dem Bild auf den Knien und flehte mit aller Inbrunst, die der Schmerz erzwingt: „Oh heilige Maria! Hilf, gebenedeiter Jesus, hilf! Lass mich nicht hier am Weg umkommen und verderben, erbarmt Euch meiner! – Weh, weh! Ist das schon der Tod? Soll ich etwa hier auf ödem Feld sterben – in rauer Sturmnacht, ohne den Trost des Sakramentes? Ohne noch einmal Frau und Kinder zu sehen und zu segnen? Wehe mir! Hilf mir, mein Heiland!“

Der Schmerz wurde immer heftiger, und immer quälender die Angst des Leidenden. Er rang die Hände, er umklammerte krampfhaft den Betstock, er jammerte: „Hilf mir, Mutter Gottes, um Deines Sohnes willen, auf dass ich beichten könne und Busse tun vor meinem Dahinscheiden! Ach ich war ein grosser Sünder, habe nie viel vom Pfaffenwerk und Beten gehalten, nun kommt mir über Nacht der Glaube. Ich will fromm werden! Oh weh, der Schmerz bringt mich um. Oh Madonna – Milde – Reine, hilf mir!“ Er berührte mit den Händen das roh geschnitzte Holzbild, und die Sinne schwanden ihm.

Unterdessen hörte es auf zu regnen, die Wolken teilten sich, der graue Nachthimmel sah durch die grauen Flure, und über dem Mittelberg, an dessen Fuss die Stelle lag, wo der arme Kranke

litt, trat plötzlich der Abendstern leuchtend aus der Wolkenfülle hervor.

Aus der Betäubung erwachte Heinz, und fühlte sich frei von Schmerzen. Über dem östlichen Waldgebirge hatte sich der Mond erhoben, sein Licht schimmerte magisch auf dem taufeuchten Laub und zitternde Perlen tropften von den Büschen. Das alte kleine Marienbild mit dem Jesuskind stand lieblich verklärt vom milden Mondesstrahl und der Hauptmann erhob sich und jauchzte: „Hosianna! Gelobt seist Du Maria! An mir ist ein Wunder geschehen! Ewiger Herrgott, ich bin gesund!“ Noch einmal warf sich der Entzückte auf seine Knie, den Himmel und die Helferin glühend preisend, dann bestieg er sein Ross und trabte voll frommer Vorsätze davon.

Im Anwesen des Hauptmanns rief indessen Alles „Ach“ und „Weh“, und seine Frau, seine Kinder, Knechte und Mägde eilten auf Dietrichs Schreck bringende Nachricht hin dem Weg entlang, den Kranken heimzuholen. Doch Dietrich vertraute dem Gesinde an, dass sie ihren Herrn schwerlich noch lebendig unter dem Baum antreffen würden, und er prophezeite auch wahr, denn jener kam ihnen allen schon auf halben Weg entgegen geritten, sprang vom Ross, umhalste die Seinen und rief: „Gebt Gott und seiner Mutter die Ehre! Ich bin gesund! Dort, vor jenem alten Opferstock, glaubte ich, sterben zu müssen, und betete zur hochgelobten Jungfrau und genas noch auf der Stelle!“ „Ein Wunder, ein Wunder!“, rief Frau Walburgis mit innig gerührtem Herzen. An des Vaters Brust weinte Magdalena Freudentränen, und Georg drückte seine Hände. „Ein Wunder, ein Wunder!“, riefen die Knechte und Mägde, und noch am selben Abend durchflog die frohe Kunde des Mirakels das ganze Dorf.